

Der Fall der Washingtoner Mauer

VON JOSEF JOFFE

Es ist die amerikanische Version des Berliner Mauersturzes: Zum ersten Mal seit 1955 werden die Republikaner beide Häuser des Kongresses beherrschen. Seit Eisenhowers Zeiten galt das Gegenteil fast als eisernes Gesetz: Den Demokraten, der etwas linken Partei, gehört das Unterhaus; die Republikaner dürfen nur manchmal den Senat erobern. In der Nacht zum Mittwoch ist also ein scheinbar ewig währendes innenpolitisches Imperium zusammengebrochen - vergleichbar mit jenem Sowjetreich, dessen Untergang am 9. November 1989 begann.

Zum ersten Mal seit 1970 haben die Republikaner auch auf Landesebene das Übergewicht: mit 29 von 50 Gouverneuren. Die Demokratische Partei ist von einem Erdbeben begraben worden. Ist auch Bill Clinton erledigt - wie seinerzeit Michail Gorbatschow? So einfach ist die Sache nicht. Wider alle Intuition läßt sich die Katastrophe der Partei nicht als Todesurteil für Clinton interpretieren. Eine Umfrage zeichnet ein verblüffendes Motivationsbild: Nur 28 Prozent der Urnengänger berichteten, daß sie Clinton strafen wollten; über die Hälfte gab zu Protokoll, daß der 'Faktor Clinton' bei ihrer Entscheidung keine Rolle gespielt habe.

Überdies besagt ein altes amerikanisches Sprichwort: 'In der Politik sind 24 Stunden eine lange Zeit.' Zweitens: Anders als der Bundeskanzler, der sich mit Koalitionären und Vermittlungsausschüssen herumschlagen muß, ist der amerikanische Präsident die mächtigste Institution im Land. Er ist vier Jahre lang praktisch unabsetzbar. Er kann Gesetze per Veto konterkarieren. Und als 'gewählter Monarch' gehört die öffentliche Bühne ihm: Er kann über den Kongreß hinweg das Volk direkt ansprechen und so die Tagesordnung der großen Politik bestimmen. Schließlich: Bill Clinton ist der 'Mann ohne Eigenschaften'. Er hat keine Überzeugungen, die ihn hindern könnten, die Niederlage seiner Partei in einen Sieg für sich selbst umzumünzen.

Seit Dienstagnacht liegen zwei Gewinnstrategien vor ihm. Die eine schöbe den Herren Dole (Mehrheitsführer im Senat) und Gingrich (dito im Repräsentantenhaus) tagtäglich den Schwarzen Peter zu. Clinton würde einen Wirbelsturm der Initiativen entfachen, alle guten und schönen Dinge des Lebens in Gesetzesvorlagen gießen. Die Republikaner-Mehrheit würde zetern und sabotieren. Dann könnte Clinton 1996 (mit glitzernden Krokodilstränen im Auge) vors Wahlvolk treten und mit dem Finger auf den 'Do-nothing Congress' zeigen: Seht her, liebe Landsleute, wer Amerika unregierbar macht! Das frustrierte Volk würde die Republikaner kippen und Clinton zum zweiten Mal salben.

Die zweite Gewinn-Strategie ist brutaler

und eleganter zugleich: Clinton würde seiner scheinbaren Partei noch einen Tritt verpassen und die Republikaner rechts überholen. Er präsentiert dem Kongreß alles, was die Republikaner, als sie noch in der Opposition waren, so vollmundig gefordert haben - und das nach rechts abgewanderte Wahlvolk offensichtlich will: fiskalische Disziplin, härtere Verbrechensbekämpfung, Beschneidung der Regierungsbürokratie, weniger Transferleistungen. Im Wahlkampf 1996 tritt Clinton als Rechts-Demokrat auf (den er 1992 bloß vorgespiegelt hatte); den Republikanern bleibt nichts anderes übrig, als einen von ganz rechts zu nominieren; Clinton gewinnt.

Kann derlei Strategie funktionieren? Wahrscheinlich. Denn diese Kongreßwahlen haben bloß dramatisiert, was in allen westlichen Demokratien längst Trend ist: Die Treue zur Partei, die sich einst durch die Generationen vererbt hat, nimmt ab - und nirgendwo sinkt sie schneller als bei den Jungen. Die Person, nicht die Partei zählt - das flüchtige Interesse, nicht die einzementierte Ideologie. Gleichzeitig zeigt ein anderer, eher diffuser Trend nach rechts. Nirgendwo im Westen, außer in Schweden, konnte die Linke in jüngerer Zeit eine Wahl gewinnen. In Amerika schlagen solche Trends nur viel ungehemmter durch, weil das Mehrheitswahlrecht keine Preise für den 'zweiten Sieger' bereithält.

So oder so hat Clinton eine Chance, und er wird sie weidlich nutzen - zumal in der Außenpolitik. In dieser Liga kann nur der Präsident spielen, die Parlamentarier sitzen auf der Tribüne (wenn es nicht um Vertrags-Ratifikation geht). Überdies muß man ihm bescheinigen, daß er nach vielen Anfangs-Flops Statur und Talent auf diplomatischem Felde zu zeigen beginnt. In Haiti hat er bislang Glück gehabt, in Nordkorea scheint es ihm gelungen zu sein, dessen Atombomben-Programm zu entschärfen. Die Russen konnte er einbinden, die Chinesen hat er nicht verprellt. In Nahost konnte er sich als Impresario des Friedens feiern lassen, in Europa fährt er einen geschickten Kurs zwischen vorsichtiger NATO-Erweiterung und der 'Strategischen Partnerschaft' mit Rußland.

Gerade weil Clinton ein Mann ohne Eigenschaften ist, lernt er schnell und paßt sich an. Seine Parteilinke mag ihn beschimpfen, aber sie kann ihn nach diesem Erdbeben nicht beschädigen - im Gegenteil: Je mehr sie ihn bedrängt, desto glaubwürdiger kann er sich in der Halbrechts-Mitte positionieren, wo die nächste Wahl gewonnen werden muß. Bill Clinton - welch Paradox - ist jetzt ein freier Mensch. Und er hat zwei Jahre Zeit, um zu beweisen, daß er nicht nur taktieren, sondern auch führen kann. Die Opposition hat die Demokraten gemeuchelt, aber Clinton womöglich gestärkt.